

SCHULEN IN DEUTSCHLAND

NEUBAU UND REVITALISIERUNG



Karl Krämer Verlag Stuttgart + Zürich

WÜSTENROT STIFTUNG



Erziehungslaboratorium, Wohnstube, Gemeindesaal oder Großraumbüro?

Zu Diskussionen des 20. Jahrhunderts um das richtige Schulhaus in der Schweiz

Inge Beckel

Motivationen und Ziele unterschiedlicher Standpunkte von Seiten der Pädagogik sowie jener der Architektur werden im Folgenden im Überblick des 20. Jahrhunderts anhand von drei Ausstellungen und anhand ausgewählter Bauten skizziert. Standen am Anfang des Jahrhunderts medizinisch-hygienische Überlegungen im Vordergrund, rückte um 1950 die Maßstäblichkeit der Welt des Kindes ins Zentrum der Debatte, um dann gesamtgesellschaftlichen Aspekten Platz zu machen. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden formal-städtebauliche Kriterien prioritär gesetzt, während heute vor allem die optimale Förderung der individuellen Fähigkeiten jedes einzelnen Kindes diskutiert wird.

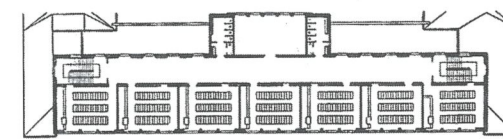
Nahe dem Zürcher Hauptbahnhof, auf einer Wiese vor dem Warenhaus Globus, steht ein Mann auf einem rund drei Meter hohen Sockel mit einem Jungen links vor ihm, den er an der Hand hält. Es ist ein Denkmal zu Ehren Johann Heinrich Pestalozzis (1746-1827), der international den Ruf als Erfinder der Volksschulen genießt. Nun ist die Schweiz Pestalozzis Heimat – gleichzeitig aber ein rohstoffarmes Land. Die Schweiz muss ihr Einkommen und ihr Vermögen primär aus den Produkten und Dienstleistungen generieren, die die Menschen, die hier leben, durch körperliche, intellektuelle und kreative Arbeit leisten. Allgemeine Bildung und Förderung der Fähigkeiten jedes einzelnen sind zentrale Voraussetzungen für das Wohlergehen des Binnenlandes, handwerkliches Können, Wissen und Forschung hiesige Ressourcen, 'Human Resources'.

Mit der Gründung des Schweizerischen Bundesstaates 1848 wurde die Öffentlichkeit auf breiter Basis zuständig für das Schulwesen und damit den Schulbau. Bis vor 100 Jahren dienten Schulen zuallererst der Darstellung der damals noch jungen Schweiz und ihrer sozialen Errungenschaften. Neben Gemeinde- oder Amtshäusern war es vor allem die Schule, die als Repräsentationsbau eines Dorfes, Stadtquartiers oder einer Stadt galt. „Die Inszenierung des Pädagogischen“¹ hatte hierzulande – und hat bis heute – stets auch repräsentative Züge, dies, obwohl Monumentalität und Repräsentation in der äußeren Erscheinung der Gebäude in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Zuge der Reduktion des Neuen Bauens zusehends einer architektonischen Sachlichkeit und Funktionalität wichen. Am Anfang des 20. Jahrhunderts aber gehorchte der Bau von Schulhäusern noch klaren überlieferten Regeln.

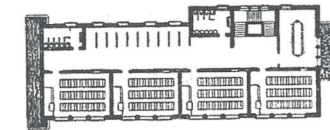
Es war der Westschweizer Architekt Henry Baudin, der im Jahr 1917 ein großes Buch mit dem einfachen Titel „Les nouvelles constructions scolaires en Suisse“² publizierte, worin er 79 Schulhäuser aus der ganzen Schweiz anhand von Plänen und Fotografien dokumentierte. Die gezeigten Beispiele waren in der Regel zwei- oder dreigeschossige, außen verputzte und mit einem Schrägdach – oft einem Walmdach – eingedeckte Massivbauten. Baudin ging im einleitenden Aufsatz Punkt für Punkt auf funktional-pädagogische Bedürfnisse und technisch-konstruktive Anforderungen von Schulbauten ein; ein längeres Kapitel etwa ist der Installation der Zentralheizung gewidmet. Die Klassenzimmer waren längliche oder annähernd quadratische, in der Fläche jedoch gleich große

¹ Daniel Winter: *Ein Fest für Pestalozzi, ein Fest der Nation – oder: Die Inszenierung des Pädagogischen; Schweizer Pestalozzifeiern zwischen Zivilreligion, Nationalpädagogik und Identitätsstiftung, 1896, 1927, 1946. Dissertation Phil. I, Universität Zürich, Bern, 1998.*

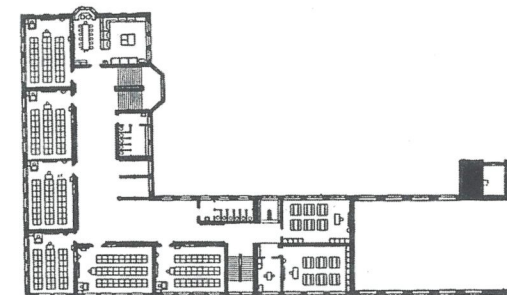
² Henry Baudin: *Les nouvelles constructions scolaires en Suisse. Genève/Paris, 1917.*



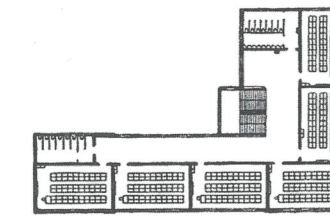
Ecole de St-Jean, Genève



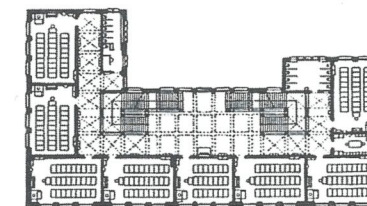
Ecole de Pully, Vaud



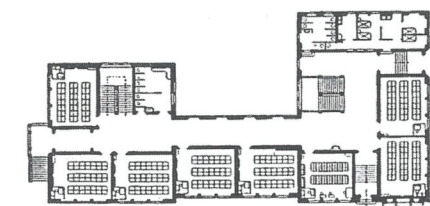
Ecole Münchaldenstrasse, Zurich



Ecole de Rorschach, St-Gall



Ecole du Letten, Zurich



Ecole Heiligberg, Winterthur, Zurich

Grundrisse von Schweizer Schulhäusern. Anfang des 20. Jahrhunderts

Räume mit langen Bänken, wie ein Schema von damals exemplarischen Grundrissen zeigt. Die einzelnen Klassen reichten sich entlang des Korridors, wobei Eingang, Treppen sowie Nebenräume auf der anderen Gangseite oder an den Korridorenden lagen. Die von Baudin dargestellten Schulbauten und die ihnen zugrunde liegenden Typologien prägten das Land bis weit ins 20. Jahrhundert hinein; noch in den 1920er Jahren bauten die Gebrüder Pfister – die Architekten etwa der Nationalbank an Zürichs Bürkliplatz – die neue Kantonsschule in Winterthur als mächtigen, symmetrisch angelegten Baukörper.

Als Eigentum der öffentlichen Hand müssen die Planung und Ausführung von Schulhäusern hierzulande stets öffentlich ausgeschrieben und über Konkurrenzverfahren vergeben werden. Dieser Umstand hat einerseits die Qualität und andererseits das Prestige der Bauaufgabe Schule erhöht. Im Vergleich zur Bauproduktion generell gehört der Schulbau grundsätzlich zu den architektonischen Experimentierfeldern, denn schon vor Einführung der Gatt/WTO-Abkommen wurden die Verantwortlichen für deren Planung und Bau ausschließlich über Wettbewerbe entschieden, die – vor den international vereinheitlichten Verfahren – geografisch, also regional begrenzt waren. Heutzutage können in der Öffentlichkeit diskutierte Gebäude sowie ein fortschrittliches Schulsystem zudem zu den 'gewinnbringenden' Qualitätskriterien zählen, wenn es darum geht, in einem wirtschaftlich um vermögende Steuerzahler buhlenden Umfeld das Image und Potenzial einer Stadt national oder gar international zu fördern.

Bewegung und frische Luft als Garanten körperlicher Gesundheit

Im Jahr 1929 gab der in Zürich ansässige Kunsthistoriker Sigfried Giedion ein kleines Schaubuch heraus, das mit 'Licht, Luft, Öffnung' überschrieben ist. Das Titelbild zeigt das Panorama aus einem Haus an der Wasserwerkstraße des Architekten Max Ernst Haefeli: durch große, transparente Glasfenster fällt der Blick auf das tieferliegende, in strahlenden Sonnenschein getauchte Limmatufer. Drei Jahre später fand just im gegenüberliegenden Gebäude, der damaligen Kunstgewerbeschule und heutigen Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich (HGKZ), die erste größere Ausstellung zum Thema des neuen Schulbaus statt. Große Schautafeln prägten diese 1932 gezeigte Schau in der zentralen Museumshalle; in geradezu dramatischer Gegenüberstellung hing auf der einen Seite das bis anhin Übliche im Bereich des schweizerischen Schulbaus – gewissermaßen in der Tradition Henry Baudins –, auf der anderen das nach Auffassung und Überzeugung der Vertreter des Neuen Bauens Erstrebenswerte.



„steine, steine, starrheit“ versus „licht, luft, sonne, bewegung“

Eine wilde Collage von massiven, teils rustizierten, hohen Steinsockeln beispielsweise, verschlossen und abweisend in ihrer Wirkung, stand der Freiluft-Volksschule in Amsterdam von Jan Duiker aus den Jahren 1927 bis 1930 entgegen: offen und lichtdurchflutet die Eingangshalle des Niederländers, mit gläserner Turnhalle nebenan. Die Normalgeschosse charakterisieren drei quadratische Felder: zwei diagonal angeordnete Schulzimmer, dazwischen eine Veranda für den Freiluftunterricht. 'steine, steine, starrheit', so der Text der einen Tafel der Zürcher Ausstellung, entsprechend 'licht, luft, sonne, bewegung' auf der anderen. Die Lehren aus der Volkskrankheit Tuberkulose hatten nunmehr vom Sanatoriums- auf den Schulbau übergegriffen; die Liegekur respektive das Verweilen an der frischen Luft und die Heliotherapie, das Sonnenbad, die Tuberkulose geheilt hatten, sollten den Kindern als Prophylaxe dienen. Selbstredend, dass bei dem 1932 erschienenen Sonderheft 'Das Kind und sein Schulhaus'³ der Zeitschrift 'Werk' unter den Autoren neben dem Architekten Werner M. Moser der Hygieniker W. von Gonzenbach und der Pädagoge Willi Schohaus figurierten. Die Anliegen der Hygiene waren längst zu einer zentralen Funktion im Sinne der modernen Architektur geworden; 'form follows function' hieß zu einem wesentlichen Teil 'form follows hygiene'. So sah das Schulraumprogramm des Dulaschulhauses (1930-33) in Luzern des Architekten Albert Zeyer beispielsweise von Anbeginn Sonderräume für eine poliklinische Abteilung und eine Schulzahnklinik vor.⁴

Die gezeigten guten Beispiele der Ausstellung von 1932 gehorchten klar den Prinzi-

pien des Neuen Bauens: die Kuben scharf geschnitten, weiß und schnörkellos die Wände, flach eingedeckt die Dächer, die Baukörper für damalige Verhältnisse von ungewohnter Transparenz. Peter Meyer, damaliger Redakteur der 'Werk', widmete gleich zwei Nummern dem Schulbau: die erste folgte der Präsentation im Museum, war programmatisch angelegt und mit vielen ausländischen Bauten illustriert (woraus das erwähnte Sonderheft resultierte); die zweite dokumentierte vorwiegend Schweizer Bauten, etwa den damals eben fertiggestellten Kindergarten von Hans Hofmann und Adolf Kellermüller in Zürich-Wiedikon: eine helle, L-förmige Anlage mit einerseits zweigeschossigem Saalbau und andererseits achtgliedrigem, eingeschossigem Kindergarten trakt mit je direktem Zugang zum Garten. Auch die Forderungen von zweiseitiger Belichtung und Querlüftung waren bereits umgesetzt; zwei zentrale Anliegen der neuen Schulhausarchitektur, die erst in den 1950er Jahren zu einem breiten Durchbruch finden sollten. Ein weiteres Kriterium, die freie Bestuhlung der Schulräume, ließ sich grund-



Kindergarten in Zürich-Wiedikon, 1932. Architekten: Hans Hofmann und Adolf Kellermüller

sätzlich jedoch auch in alten Schulhäusern realisieren; es galt damals, den Frontalunterricht durch den individuelleren und freieren Gruppenunterricht zu ergänzen.

Der neue Schultyp brauchte Platz, ein Gut aber, das in Städten oft rar ist, wie das Amsterdamer Beispiel zeigt, bei dem die Außenräume für den Freiluftunterricht kurzerhand gestapelt wurden. This Oberhänsli merkt in seinem Überblickswerk „Vom 'Eselstall' zum Pavillonschulhaus“⁵ treffend an, dass sich das Gedankengut der Landesplanung (der Schweizerische Verband für Regional- und Landesplanung wurde 1943 gegründet) positiv auf den Schweizer Schulhausboom der Nachkriegszeit auswirkte, denn die neu ausgewiesenen Grünzonen wurden oft für den Bau von Kindergärten und Primarschulen zur Verfügung gestellt. So entstand beispielsweise unter der Leitung des Zürcher Stadtbaumeisters Albert Heinrich Steiner im Jahr 1948 der Quartierplan für das neu erstellte Schwamendingen im Norden von Zürich. Dort wurden zwischen die Bauzonen so genannte grüne Lungen eingezogen, Parks und Grünflächen, die wie Finger aus den Grünräumen außerhalb der Stadt in diese hineingreifen und die nur von öffentlichen Gebäuden besetzt werden sollten. Dass sich diese offenen freien Flächen heute einem enormen Baudruck gegenübersehen, ist nachvollziehbar.⁶ Die Stadt Zürich erarbeitet derzeit Studien zur sinnvollen Nachverdichtung Schwamendingens.

³ This Oberhänsli a.a.O., S. 165.

⁶ Vgl. Schwamendingen revisited. tec21, Heft 4, 2002.

³ Der neue Schulbau. Sonderheft des Maihefts der Zeitschrift 'Das Werk', 1932. Sowie: W. v. Gonzenbach/Werner M. Moser/Willi Schohaus: Das Kind und sein Schulhaus. Zürich, 1932.

⁴ This Oberhänsli: Vom 'Eselstall' zum Pavillonschulhaus; VolksSchulbauten anhand ausgewählter Luzerner Beispiele zwischen 1850 und 1950. Luzern, 1996, S. 140.



Das neue Schulhaus

Titelbild 'Das neue Schulhaus'. Begleitpublikation zur Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich, 1953

⁷ Das neue Schulhaus. Wegleitung zur Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich vom 29. August bis 11. Oktober 1953. Zürich, 1953.

⁸ Prof. Dr. W. v. Gonzenbach: Neues Schulhaus und Hygiene. In: Gonzenbach/Moser/Schohaus a.a.O., S. 8.

⁹ Benedikt Huber: Das Schulzimmer als Wohnstube im Sinne Pestalozzis. In: Werk, Nr. 3, 1961, S. 78.

¹⁰ This Oberhänsli a.a.O., S. 177/178.

Das Kind ist Subjekt, nicht Objekt der Erziehung

Die Schweizer Schulhausdebatte sowie die Forcierung der Pavillonschulen in den 1950er Jahren wurden wesentlich von einem Mann geprägt: dem Architekten und langjährigen Mitarbeiter Le Corbusiers, Alfred Roth. Als Nachfolger von Peter Meyer in der Zeitschrift 'Werk' und als inzwischen auch selbstständig tätiger Architekt verfolgte Roth das Thema mit einer für hiesige Verhältnisse unüblichen Leidenschaft und Vehemenz. Er war über Bemühungen und Erfolge im Ausland bestens informiert und berichtete regelmäßig, etwa im Oktoberheft 1950, über den modernen Schulbau in den Vereinigten Staaten. In demselben Jahr publizierte Roth das erste Buch von 'Das neue Schulhaus', womit er einen Grundstein setzte für die Nachkriegs-Schulhausarchitektur weit über Schweizer Grenzen hinaus. Das dreisprachige Werk erfuhr mehrere, stets überarbeitete Auflagen.

Im Jahr 1953 folgte die zweite Ausstellung⁷ im Zürcher Kunstgewerbemuseum zum Thema Schulbau; im Herbst des selben Jahres fand in Zürich der V. Internationale Kongress für Schulbaufragen und Freiluftziehung statt. Alfred Roth betätigte sich als Ausstellungsarchitekt und baute in der Museumshalle ein Klassenzimmer im Maßstab 1:1 nach: querbelüftet und zweiseitig belichtet, eingeschossig und mit einem Pultdach eingedeckt, selbstverständlich frei möbliert mit individuellen Stühlen und beweglichen Tischen. Wie schon 1932 waren in den Begleitband Autoren unterschiedlicher Disziplinen involviert, etwa Johannes Itten vom Kunstgewerbemuseum, wie schon 1932 Willi Schohaus aus Kreuzlingen, der Leiter des Schulärztlichen Dienstes der Stadt Zürich Ernst Braun, der Kunstkritiker Willy Rotzler, Alfred Roth selbst – er beschrieb die einzelnen Elemente des neuen Schulzimmers – oder Vertreter der Pro Juventute. In der Jahrhundertmitte waren die medizinisch-hygienischen Vorgaben der Moderne großteils anerkannt. Doch schon 1933 hatte der Hygieniker von Gonzenbach geschrieben: „Da Leben nicht nur Sache des Körpers ist, – Menschenleben ist vor allem Geistesleben – so hat sich die Hygiene als geistige Hygiene auch ein Mitspracherecht ausbedungen in Fragen der Pädagogik.“⁸

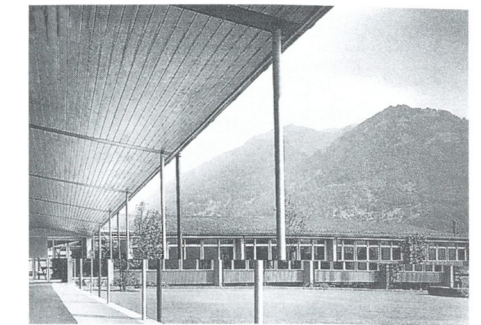
Erst um 1950 aber rückten Fragen der Pädagogik ins Bewusstsein eines breiteren Publikums. Sinngemäß leiteten Zitate Heinrich Pestalozzis den Begleitband dieser zweiten Ausstellung ein, etwa: „Es ist recht, ein Kind lesen, schreiben und nachsprechen zu lassen, aber ist es noch wichtiger, ein Kind denken zu lehren.“ Der Nachfolger von Alfred Roth bei 'Werk' war der Architekt Benedikt Huber. Auch er veröffentlichte 1961 einen Beitrag zum Thema Schulbau. In 'Das Schulzimmer als Wohnstube Pestalozzis' hielt er fest: „Die Elemente Hygiene, Belichtung, Belüftung und Reinhaltung gehören zu den allgemein anerkannten Grundgesetzen unserer Architektur. Hingegen müssen wir uns heute neuen Forderungen zuwenden, die mindestens so dringlich sind. Wir brauchen Schulzimmer, die dem Kind nicht nur Licht und Luft, sondern auch einen gewissen Halt geben und ihm eine Familienatmosphäre vermitteln, Wohnstuben im Sinne Pestalozzis.“⁹ Huber kritisierte, dass die medizinisch-technischen Momente des Neuen Bauens wohl erfüllt, die Gebäude in atmosphärischer Hinsicht aber oft mehr Erziehungslaboratorien denn Wohnstuben glichen – wobei das Bild der Stube sicherlich primär für Kindergärten und Primarschulen Geltung finden sollte. Gegen die Maßstäblichkeit und teilweise sogar Kleinteiligkeit der von Roth, und mit ihm Huber, propagierten Pavillonschulen und für mehr Rationalität – auch im Herstellungsprozess – plädierte demgegenüber Hans Schmidt. Er hatte bereits für das Märzheft der 'Werk' von 1954 (selbstverständlich 'aktuellen Schulbaufragen' gewidmet) eine Replik auf frühere Ausführungen Roths vorbereitet, die letzterer aber nicht publizierte.¹⁰ Eine öffentliche Debatte zum Thema blieb in jenen Jahren folglich aus.

Erwähnt seien hier exemplarisch zwei Pavillonschulen. Die erste steht im Glarneri-

schen Niederurnen, einem kleinen Dorf in der Ebene nördlich des Klausenpasses. Sie wurde 1954 vom Architekten Hans Leuzinger erbaut.¹¹ Sie war als Serie geplant, realisiert wurde nur ein Trakt: Ein eingeschossiger Längsbau mit vier linear aufgereihten Klassenzimmern, die auf einen Korridor führen, der über einen gedeckten, zu den Schulräumen leicht abgewinkelten Zugang erschlossen wird. Der Bau ist mit einem Pultdach versehen; die Wände sind aus Sichtbackstein. Das zweite Beispiel ist aus einem Arbeiterquartier der Stadt Genf; es ist die Schule Geisendorf (1952–56) von Georges Brera und Paul Waltenspühl.¹² Sie umfasst einen Kindergarten, eine Grundschule und eine Turnhalle, ein in der Romandie übliches, durchmischtes Ensemble, das bereits damals die Funktion eines Quartierzentrums hatte. Es sind ein- und zweigeschossige, längsrechteckige, wiederum mit Pultdächern versehene Bauten aus den Materialien Holz, Sichtbackstein sowie aus 'rustizierten', auf Sicht belassenen Steinen.

Rationalismus, Strukturalismus, Brutalismus

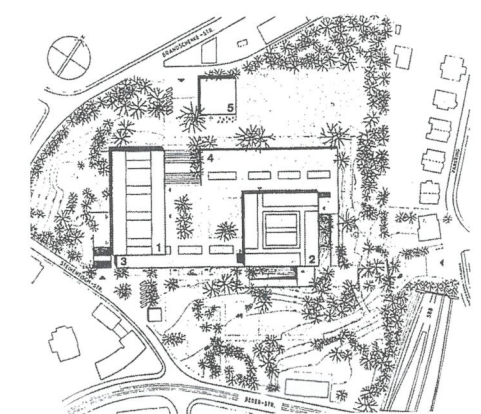
Nach dem Bauboom der unmittelbaren Nachkriegsjahre nach 1945 (für die Schweiz war es selbstverständlich kein Wiederaufbau, sondern eine Phase reger Bautätigkeit nach Jahren kriegsbedingter Materialknappheit oder teilweise gar des Materialmangels) rückten um 1960 urbane und formale Fragen stärker ins Blickfeld der Architekten. Im Folgenden werden drei Tendenzen anhand von Mittel- oder Kantonsschulen (die Schülerinnen und Schüler sind Teenagers) etwas eingehender vor- und in einen architekturhistorischen Kontext gestellt. Als erste die Kantonsschule Freudenberg (1954–60) von Jacques Schader in Zürich-Enge. Sie findet sich auf einem kleinen Hügel am südlichen Rand der Zürcher City in einem alten Park, wobei der reiche Baumbestand großteils erhalten wurde. Zwei orthogonale, scharf geschnittene, teilweise mit Solothurner Natursteinplatten verkleidete Betonkuben schweben über einer auf der Hügelkuppe eingelassenen, 156 Meter langen und 80 Meter breiten Sockelplatte. Die beiden Baukörper sind lateral gesetzt, der mittlere Platz bleibt offen. Die Schulzimmer liegen durchwegs an den Außenfassaden und werden über eine längliche respektive eine quadratische Mittelhalle erschlossen und somit zweiseitig belichtet. Die Anlage thront wie eine 'Akropolis' über ihrem Umfeld, durch die dichte Bepflanzung des Parks ist ihre Ausstrahlung jedoch li-



Pavillonschule in Niederurnen, 1954. Architekt: Hans Leuzinger

¹¹ Vgl. Hans Leuzinger, 1887–1971. Pragmatisch modern. Zürich, 1994, S. 152/153.

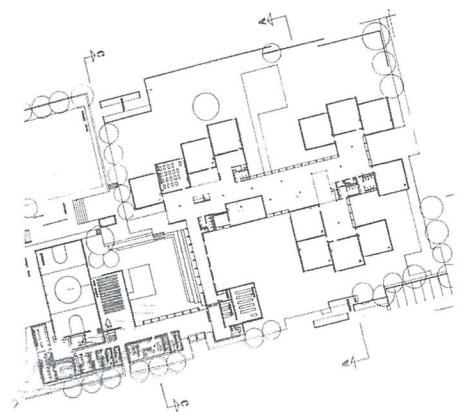
¹² Vgl. Anna Meseure/Martin Tschanz/Wilfried Wang (Hrsg.): Architektur im 20. Jahrhundert; Schweiz; Ausstellungskatalog. Frankfurt am Main, 1998, S. 205.



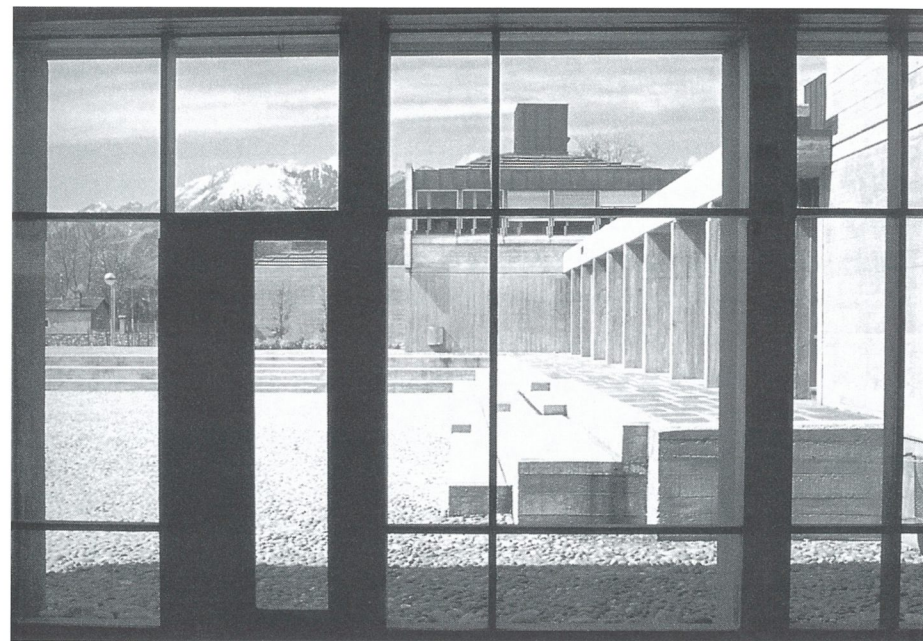
Kantonsschule Freudenberg in Zürich-Enge, 1954-60. Architekt: Jacques Schader

mitiert. Formal liegt der Vergleich zum italienischen Rationalismus der Jahre um 1930 nahe, etwa zu Bauten des Architekten Giuseppe Terragni.

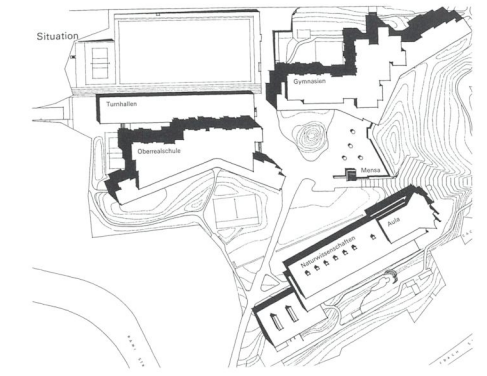
Mitte der 1950er Jahre hatte Claude Lévi-Strauss ein Buch mit dem Titel 'Traurige Tropen' veröffentlicht; er beschrieb darin seine Feldstudien eines südamerikanischen Urvolks. In 'Traurige Tropen' aber suchte der französische Völkerkundler gleichzeitig nach den (verlorenen) Wurzeln einer in der Euphorie von rasantem Wiederaufbau und Wirtschaftswunder stehenden Epoche. Primitivismus und symbolische Abkehr von der Zivilisation schien eine der Möglichkeiten zu sein, auf jene Boomjahre zu reagieren. Erinnert sei auch an das Team X, dessen einer Vertreter Aldo van Eijck beispielsweise in Afrika – zusammen mit seiner Frau Hannie und den Schweizer Psychologen Paul Parin und Fritz Morgenthaler – im Jahr 1960 die traditionellen Bauten der Dogon besuchte. Van Eijcks Waisenhaus (1957-60) im Süden Amsterdams hatte dieser Reise gewissermaßen vorgegriffen: auf einem quadratischen Raster sind einzelne Raumzellen zu Clustern zusammengestellt, so dass daraus eine kleine, in sich geschlossene Anlage oder Siedlung resultiert. In dieser Tradition steht das Kantonale Gymnasium (1960-64) in Locarno von Dolf Schnebli, eines der wenigen Schweizer Beispiele einer strukturalistisch ausgerichteten Architektur. Die im Grundriss quadratischen Klassenzimmer sind als autonome Einheiten aufgefasst, die sich pavillon- oder clusterartig um Hallen und Korridore gruppieren. Im Unterschied zu den flachen Kuppeln des Amsterdamer Waisenhauses setzte Schnebli die Locarneser Licht- und Lüftungskamine über jeder Zelle als architektonische Zeichen ein und machte sie zum eigentlichen Bild der Anlage.



Kantonales Gymnasium in Locarno, 1960-64.
Architekt: Dolf Schnebli



Die Kantonsschule Rämibühl (1966-70) von Eduard Neuwandner in der Nähe des Zürcher Hochschulquartiers schließlich ist Vertreterin einer Haltung oder architektonischen Richtung, die die Integration in die sie umgebende Natur und Landschaft sucht. Roh belassene, fächerartig aufgespannte oder mäandrierende Betonbauten liegen zwischen hohen Baumgruppen in einem Park mit wiederum altem Baumbestand. Doch im Unterschied zum Freudenberg sind die Bauten nicht konzentriert und auf einen Sockel gestellt, sondern über ein Netz von Fußwegen miteinander verbunden; sie liegen verteilt. Die Gebäude sind teilweise leicht versenkt und eröffnen den Lehrenden und den Schülern und Schülerinnen ein Naturpanorama, das durch die Zivilisation kaum berührt zu sein scheint. Auch nach dem Einzug der Schule ist das Gelände ein Stück



Kantonsschule Rämibühl in der Nähe des Zürcher Hochschulquartiers, 1966-70. Architekt: Eduard Neuwandner

Stadtwald geblieben. Lläuft man beispielsweise auf dem Gehsteig hangseits der Anlage, führt ein kurzes Stück Fußweg weg von der Autostraße, wobei es sich um nichts weiter als um einen erzwungenen, atmosphärischen Umweg in die Waldlandschaft handelt. Neuwandner, der einige Jahre bei Alvar und Aino Aalto in Finnland gearbeitet hatte, wollte die nordische Naturverbundenheit ins Schweizer Mittelland bringen. Die Setzung der Klassenräume erinnert denn auch an Aaltos Senior Dormitory (1947/48) in Cambridge, USA; die skulpturale Formensprache und Materialität stehen dem Brutalismus nahe.

Interessant ist nun die Rezeption dieser Bauten, die mitunter die wechselnden Präferenzen der Schweizer Fachleute gegenüber den unterschiedlichen Entwurfshaltungen und Formtendenzen widerspiegelt. Im 1969 in englischer Sprache erschienenen Büchlein 'New Directions in Swiss Architecture'¹³ ist die Locarneser Schule mit Bild und Schnitt vertreten, das damals in Bau befindliche Rämibühl mit einem Situationsplan; vom bereits seit neun Jahren fertiggestellten Freudenberg aber findet sich nur eine Nennung. Rund dreißig Jahre später hat sich der Schwerpunkt gewendet: das rationalistische Ensemble Schaders wird in den Überblickswerken von 1998¹⁴ von Christoph Allenspach sowie jenem der Ausstellung 'Architektur im 20. Jahrhundert. Schweiz' in Frankfurt am Main breit präsentiert, auch Schneblis Schule wird in letzterem gezeigt. Die naturalistisch-brutalistische Anlage Neuwandners aber kommt nur gerade im architekturhistorischen Kontext im Katalog der Frankfurter Ausstellung vor, ohne Baudokumentation.

Die Schule als 'offenes Haus'

Die dritte Schulbau-Ausstellung im Jahr 1977¹⁵ wechselte von der Kunstgewerbeschule – im Zentrum der Stadt – an die ETH Hönggerberg mit dem Departement Architektur, die peripher zur Stadt liegt. Die Eröffnungsrede hielt kein Geringerer als Alfred Roth. In seinen Ausführungen bezüglich der dort präsentierten Konzepte meinte er: „Hier kann man generell zwei gegensätzliche Typen unterscheiden, nämlich die in raumorganisatorischer und baukörperlicher Hinsicht aufgelockerte, differenzierte Grundanlage einerseits und andererseits die straff gegliederte und äußerlich kubisch zusammengefasste

¹³ Jul Bachmann/Stanislaus von Moos: *New Directions in Swiss Architecture*. New York, 1969.

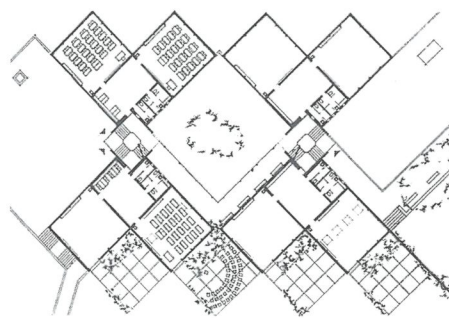
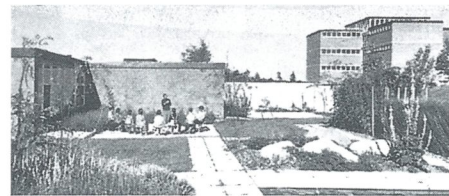
¹⁴ Christoph Allenspach: *Architektur in der Schweiz; Bauen im 19. und 20. Jahrhundert*. Zürich, 1998. Sowie Anna Meseure/Martin Tschanz/Wilfried Wang (Hrsg.) a.a.O.

¹⁵ Institut für Hochbauforschung (Hrsg.): *Schulbau in der Schweiz; Ausstellung ETHZ Hönggerberg 11. bis 29. Oktober 1977*. Zürich 1977.

¹⁶ 1978 folgte eine erweiterte Ausgabe: *Schulbau in der Schweiz 2*, worin auch das Eröffnungsreferat zur Ausstellung von Alfred Roth abgedruckt ist. Zürich, 1978, S. 14.

¹⁷ *Das neue Schulhaus a.a.O.*, S. 62.

¹⁸ Roland Gross: *Pädagogischer Schulbau*. In: *Werk*, Nr. 6, 1963, S. 209–216.



Schulhaus Riedenhalde in Zürich, 1957-59. Architekten: Roland Gross, Hans Escher und Robert Weilenmann

Konzeption.¹⁶ Letztlich also seine eigene Position der Pavillonschulen gegenüber jener Schmidts der kubisch konzentrierten Baukörper. Bezüglich der vorgängig diskutierten Mittel- oder Kantonsschulen gehört Roth wohl eher zur gliedernden, integrierenden Haltung des frühen Schnebli oder Neuschwanders, während sein Gegenspieler Schmidt dem rationalistischen, kubischen Lager Schaders zuzurechnen ist.

In den Jahren um 1970 vergrößerten sich die Gebäude und Anlagen; dies oft nur schon deshalb, weil Schulen mit Freizeitanlagen kombiniert wurden. „Je weniger die tägliche Arbeit eine gewollte, sinnvolle Lebensaufgabe bedeutet, desto wichtiger wird die Gestaltung der Freizeit“¹⁷, hatte Gustav Muggli von der Pro Juventute schon im Begleitband von 1953 argumentiert. Man öffnete also Turnhallen abends für Vereine, kleinere Gemeinden kombinierten Primarschulen mit Gemeindegärten, oder eine Schule wurde durch ein Hallenbad ergänzt und zu einem neuen Dorfzentrum ausgebaut. Die multifunktionalen Gebilde mit den unterschiedlichen öffentlichen Einrichtungen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene wurden konzentrierter und dichter. Nach dem wirtschaftlich orientierten Auf- oder Ausbau der Jahre nach 1950 hatten diese Gesamtanlagen nunmehr – im Vorfeld oder als Folge von 1968 – primär sozialen Anliegen zu dienen, sie wurden zu Schulen mit gesellschaftlichen ‘Mantelnutzungen’, wie man heute vielleicht sagen würde.

Der erst jüngst verstorbene Lucius Burckhardt hatte 1962 nach einer Reihe von Architekten als erster (und bisher einziger) Soziologe die Redaktion der bereits mehrfach zitierten Zeitschrift ‘Werk’ übernommen, eine Stellung, die er zehn Jahre behalten sollte. Im Jahr 1963 mandatierte er den Architekten Roland Gross mit einer Nummer zum Schulbau. Letzterer hielt in selbiger einleitend enttäuscht fest: „Die Diskussionen um pädagogische Grundfragen sind verstummt. Die Auseinandersetzungen über Schulbauprojekte beschränken sich wieder vorwiegend auf die Ebene der Architektur.“¹⁸ Gross wünschte mehr Flexibilität, und Klassenzimmer sollten nicht nur für den dozierenden Frontalunterricht eingerichtet sein – eine Forderung oder wohl eher eine Rüge, die schon in den 1930er Jahren zu hören war. Roland Gross selbst hatte als Architekt – zusammen mit Hans Escher und Robert Weilenmann – in Zürich, zwischen 1957 und 1959, das Schulhaus Riedenhalde entworfen und realisiert, das Gebäude für die Primarschule sowie die Oberstufe umfasst. Die Räume für die jungen Schülerinnen und Schüler liegen ebenerdig; wie bei Jan Duikers Schule in Amsterdam stoßen jeweils zwei Schulzimmer diagonal aufeinander, der zwischen ihnen aufgespannte Raum dient als Vorbereitungs- oder Gruppenraum, auch Nebenräume sowie Garderoben sind hier untergebracht. Auf der gegenüberliegenden Seite ist jedem Schulzimmer ein geschützter Außenraum für den Freiluftunterricht zugeteilt.

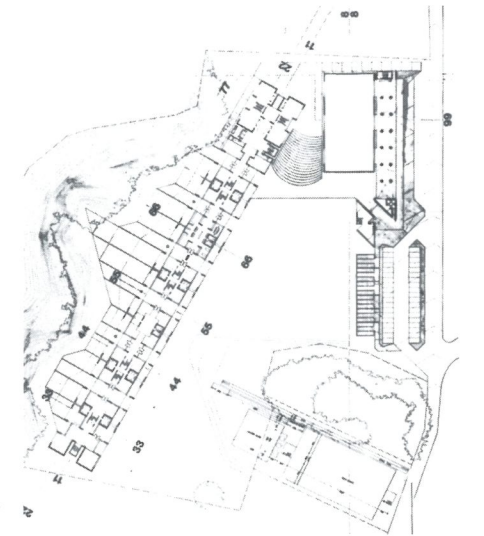
Im erwähnten Aufsatz zitierte Roland Gross unter anderen das Geschwister-Scholl-Gymnasium (1956-62) von Hans Scharoun in Lünen, Deutschland, als gutes Beispiel. In verschiedenen Anordnungen wurden dort jeder Klasse jeweils vier Bereiche – ein Schul- und ein Gruppenraum, Garderoben sowie ein Platz für den Freiraumunterricht – zur Verfügung gestellt, wobei das Prinzip für die Unter-, die Mittel- und die Oberstufe Geltung hatte. In derselben Nummer der ‘Werk’ zeigte Gross insgesamt zehn ausländische Schulbauten: einen aus Italien, zwei aus den Niederlanden, zwei aus Schweden, einen aus Großbritannien und drei aus Deutschland. Zu letzterer Gruppe zählen die Pavillonschule in Kleinkrems in Baden von den Architekten Schöning und Türcke, die in der Disposition dem Geschwister-Scholl-Gymnasium verwandt ist; weiter die Speckwegschule in Mannheim von Carlfried Mutschler, bei der eine zentrale Halle als Marktplatz interpretiert wird, und die Grund- und Hauptschule Halmerweg in Bremen von Gerhard Müller-Menckens. Hier sind pro Geschoss vier Klassenräume zusammengefasst, mit zentraler Halle und innenliegender Erschließung; ringförmig zwischen den

Schulzimmern finden sich die Nebenräume. Überdies stellte Roland Gross das so genannte Hamburger Klassenkreuz der Architektengemeinschaft Polensky und Zöllner mit der Paul Thiele AG vor. Vom zentralen Erschließungskern zweigen hier nach vier Seiten je zweiseitig belichtete Klassenräume mit hinten anschließendem Gruppenraum ab. Die Oberstufe der erwähnten Zürcher Schulanlage Riedenhalde erinnert an diesen Typus.

Stadtreparatur

Nach und teilweise neben dieser soziologischen Phase kehrte die Architekturdebatte in den 1970er Jahren wieder vorwiegend zu formalen und städtebaulichen Belangen zurück. Gemeinschaft, so könnte man im Sinne der nun Einfluss gewinnenden Tessiner Architekten argumentieren, findet denn auch nicht nur in Gemeinde- oder Mehrzwecksälen statt, sondern letztendlich auf Straßen und öffentlichen Plätzen, also in der klassischen ‘Civitas’. Für die Schweiz darf überdies der Einfluss des Italieners Aldo Rossi nicht unterschätzt werden, der zwischen 1972 und 1974 als Gastdozent an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich wirkte. Trotz dieser scheinbar bescheidenen zwei Jahre war seine Aura noch in den 1980er Jahren derart groß, dass der Saal bei einem seiner Vorträge bereits Stunden vorher mit Pullovern und Büchern voll belegt war. Rossi hatte die Analyse vorgefundener urbaner Typologien gelehrt, die anschließend auf so genannten Erdgeschoss-Grundrissplänen im Kontext mit den Nachbarbauten – und somit großflächig – aufgezeichnet wurden; differenziert nach Wohnräumen, Küche und Sanitärzellen, nach Hauseingängen und Erschließungen. Nach vielen Jahren des Tabula-Rasa-Denkens fand die Baugeschichte der Städte langsam wieder ins Bewusstsein der Architekturfachleute zurück.

Es ist nicht verwunderlich, dass der helvetische Impuls für diese architektonisch-städtebauliche Erneuerung aus dem Tessin kam, dem Südkanton, der wie Aldo Rossi der italienischen Sprache und dem italienischen Kulturraum verpflichtet ist. Es war beispielsweise Mario Botta in seinen frühen Jahren, der in Morbio Inferiore zwischen 1972



Mittelschule in Morbio Inferiore, 1972-77. Architekt: Mario Botta

und 1977 eine Mittelschule als mächtigen Riegel formulierte, der durch seine Dreigeschossigkeit und seine Länge die umliegende Landschaft durchschneidet und neu markiert. Botta wollte ein Zeichen setzen, das sinngemäß den Wunsch zum Ausdruck bringt, dass die in den vorangegangenen Jahrzehnten schleichende, aber stetige – und bis heute andauernde – Zersiedelung großer Teile der Schweiz nun gestoppt werden sollte. Der gegliederte Sichtbetonbau weist beidseitig angeordnete Klassenzimmer auf, die horizontalen sowie vertikalen Erschließungen sind in der Mitte als Wege inszeniert, die über Oberlichter beleuchtet werden. Sein Kollege Luigi Snozzi, bekannt als einer der Theoretiker und scharfer Denker unter den in der so genannten Tendenz vereinten Tessiner Architekten, realisierte in San Nazzaro eine L-förmige Anlage mit Primarschule und Gemeindehaus (1973-78). Zwischen den beiden zueinander orthogonal gelegten Betonkuben spannt sich eine Piazza auf, die zusammen mit der alten Kirche und dem Friedhof ein neues Ensemble öffentlicher Institutionen im Dorf bildet. Es war gewollt und beabsichtigt, dass diese Entwürfe primär auf städtebauliche Verbesserungen vorgefundener Orte zielten, dass sie bestehende Orte und Ensembles aufwerten sollten.¹⁹ Botta baute damals nach eigenen Aussagen nicht *an* einem Ort, nein, er baute *den* Ort – neu! Die Schweizer Architektur, die die Postmoderne nur sehr zögerlich oder gar nicht rezipierte, fand im mediterran geprägten Tessin zu einer spezifischen, vor allem am historischen Stadtkörper interessierten Prägung.

Etwas weiter nördlich, in Churwalden im Kanton Graubünden auf der Alpennordseite – der sich mental traditionellerweise dem Tessin verbunden fühlt – entstand zwischen 1979 und 1983 eine Kreisschule von Peter Zumthor: Es handelt sich um eine über ein leicht abfallendes Terrain gestufte Anlage, bestehend aus vier länglichen Baukörpern, je zweigeschossig und mit Satteldach. Jede Klasse arbeitet hier unter dem eigenen Dach, vor ihr liegt ein Hof, unter dem Klassenzimmer und somit eine Treppe tiefer der ihr zugehörige Gruppenraum, der an den Erschließungskorridor des ganzen Trakts angebunden ist. Jede Klasse hat also ihr eigenes 'Reihenhaus' mit direktem Bezug zur Natur und mit zwei variablen, übereinander gestapelten Räumen. Formal handelt es sich um klassizistisch anmutende Bauten mit flachem Giebel und einer Säulenkolonnade zum gemeinsamen öffentlichen Platz hin, ein Frühwerk Zumthors. Im Gegensatz zu den Tessiner Schulen, deren ganze Aufmerksamkeit in die Optimierung städtebaulicher Anliegen floss – zum Wohle der gesamten ortsansässigen Bevölkerung – kamen beim Projekt Zumthors pädagogische Überlegungen hinzu.

Askese in Zeiten der Globalisierung

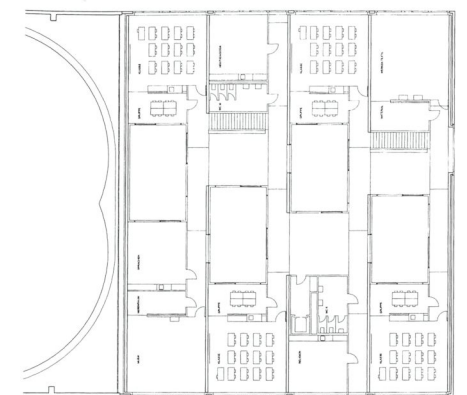
Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die wirtschaftliche Globalisierung und – durch die massiv gestiegene Vernetzung – auch die mediale Informationsgesellschaft im Alltag immer präsenter wurden, fokussierten zahlreiche Architektinnen und Architekten, besonders der Deutschschweiz, ihre Arbeit auf architektonische Fragestellungen im engeren, ästhetisch-funktionalen Sinne. Sie 'zoomten' ihre Entwürfe sozusagen auf das Bauobjekt in seinem unmittelbaren Umfeld ein. Ihr Interesse und ihre Konzentration galten dem Konstruktiv-Strukturellen, den Materialien, der physischen Präsenz der einzelnen Volumen. Der Schweizer Beitrag der Triennale in Mailand von 1996 zeigte denn auch eine Ausstellung unter dem schlüssigen Titel 'Minimal Tradition'.²⁰ Sie thematisierte eine auf Reduktion setzende, alles Überflüssige weglassende Design- oder Entwurfshaltung und brachte sie mit dem Schaffen Max Bills – in Deutschland als Erbauer der Hochschule für Gestaltung (1953-55) in Ulm bekannt – in Verbindung. Die Kulturschaffenden der 1990er Jahre verweigerten sich gewissermaßen dem Tohuwabohu ihrer (visuellen) Umwelt, indem sie das Einfache, das Minimale, das den Dingen Zugrunde-

¹⁹ Vgl. u.a. Mario Botta: *Die Bedeutung des Ortes in der Architektur*. In: Pierluigi Nicolini: *Mario Botta: Bauten und Projekte 1961–1982*. Mailand, 1984, S. 13-15.

²⁰ Hans Frei/Karin Gimmi/Stanislaus von Moos: *Minimal Tradition; Max Bill und die 'einfache' Architektur 1942-1996; XIX Triennale di Milano, 1996*. Bern 1996.

liegende zelebrierten. „Das Einfache ist jedoch nicht einfach einfach, nicht zu verwechseln mit bloß zweckrationaler Gestaltung. Das Einfache stellt eine Taktik dar, um das Notwendige ästhetisch zwingend erscheinen zu lassen und aus dem Réduit der architektonischen Disziplin auszubrechen. Durch die Vereinfachung wird nicht nur ausgeschlossen, was unnötig ist, sondern gleichzeitig nach dem gesucht, was allgemeingültig, umfassend und offen ist.“²¹ Man könnte auch von einer Art Askese, einer Rückbesinnung auf die – architektonisch-konstruktiven – Basiswerte der Baukultur sprechen.

Der Kanton Basel-Stadt, im Dreiländereck neben Mulhouse und Lörrach gelegen, realisierte in den 1990er Jahren aufgrund einer Schulreform das größte Schulbauprogramm seit mehr als 100 Jahren. Die Reform forderte die Einführung einer dreijährigen Orientierungsstufe im Anschluss an die Primarschule, was eine Neuorganisation der räumlichen Ressourcen sowie grundsätzlich mehr Platzbedarf bedeutete. Zwischen 1992 und 2002 wurden in Basel an rund 40 Standorten Neu-, Erweiterungs- und Umbauten in Höhe von rund 280 Millionen Franken getätigt.²² Exemplarisch genannt sei der Neubau der Schule Kaltbrunn der Architekten Wymann und Selva von 1996: ein viergeschossiger, länglicher Baukörper, eingebunden in einen durch eine winkelförmige Anlage aufgespannten Platz. Im Innern zeigt der Grundriss eine zum Ensemble hin offene Erschließungs- oder Hallenzone mit dreiseitig umliegenden, unterschiedlich großen Zimmern. Erwähnt sei auch das Vogesenschulhaus von Diener und Diener (1994-96): zwei ineinander verschachtelte, vier- und fünfgeschossige Kuben mit großflächigen Fenstern. Etwas später, zwischen 1996 und 2000, wurde das Volta Schulhaus von Quintus Miller und Paola Maranta gebaut. Wiederum handelt es sich um einen Kubus, diesmal fünfgeschossig, aber mit Innenhöfen: Vier Raumbänder gliedern den Körper, an den Fassaden liegt jeweils ein Klassenzimmer, an das ein Innenhof anschließt, dazwischen findet sich ein Raum für Spezialunterricht sowie kleinere Grup-



Volta Schulhaus in Basel, 1996-2000. Architekten: Quintus Miller und Paola Maranta

pen- und Nebenräume. Dieses leichte Oszillieren von Innen- und Außenräumen mit den daraus resultierenden vielfältigen Sichtbezügen schätzen die dort Lehrenden sowie die Schüler und Schülerinnen.²³ Der Ansatz ist konzeptionell vergleichbar mit einem Berufsschulentwurf²⁴ von Angélie Graham Architecture mit Scholl und Pfenninger von 1993 mit ebenfalls vier Raumschichten und innenliegenden Lichthöfen; im Gegensatz zum Volta Schulhaus, einem geschlossenen Volumen, findet sich dort eine Reihung von vier länglichen Kuben.²⁵

²³ Interviews in: *B-Magazin, SF DRS, vom Sonntag, den 24.8.2003*.

²⁴ *Projektwettbewerb auf dem Areal 'Schütze', Zürich 5. Bericht des Preisgerichts. Kanton Zürich, Februar 1994. S. 24-29.*

²⁵ *Den Hinweis verdanke ich Martin Tschanz.*

Neben Basel-Stadt war es der Kanton Graubünden, der am Ende des 20. Jahrhunderts eine rege Bautätigkeit im Bereich Schulbau aufwies. Zahlreiche, über das im Vergleich zu Basel sehr weitläufige Kantonsgebiet verstreute Neubauten wurden im Laufe der vergangenen 15 Jahre ausgelobt und realisiert. Da es sich in der Regel um Primarschulen für kleinere (Berg-) Gemeinden handelt, sind es Gebäude mit wenigen, in ihrer Funktion klassischen Unterrichtsräumen. Wiederum können nur einige beispielhaft Erwähnung finden, so etwa die Schulanlage Alvaschein (1990/91) von Valentin Bearth und Andrea Deplazes, ein Turmbau mit seitlich angegliederter Mehrzweckhalle, eines der Frühwerke des Büros. Oder die Anlage in Mastrils von Dieter Jüngling und Andreas Hagmann (1991-95), ein im relativ steilen Hang terrassierter, sein Umfeld dominierender grauer Bau mit flachen Satteldächern. Ebenfalls als Turmbau ausformuliert ist die Schule in Duvin (1994/95) im Lugnez von Gion A. Caminada. Caminada hat wie kein



Schule in Duvin, 1994/95. Architekt: Gion A. Caminada

anderer Architekt seiner Generation die alpine (Bau-) Traditionen seines Heimattals studiert und neu interpretiert, sowohl in (herstellungs-) technischer, als auch in formaler Hinsicht. International diskutiert war zudem der 'Monolith' von Paspels (1996-98) von Valerio Olgiati: ein Betongehäuse mit hölzernen Klassenzimmern, das am Rande der Siedlung steht, sozusagen als Findling am Fuß der dahinter aufragenden Felswand.

Klassenübergreifende Pädagogik

Wie schon Roland Gross 1963 das Fehlen einer Diskussion zu schulpädagogischen Fragen beklagt hatte, gab es auch gut 30 Jahre später kritische Stimmen, die mit dem Status Quo im Bereich Schulbau nur bedingt zufrieden waren. „Das Defizit im heutigen Schulbau betrifft weniger räumlich-funktionelle oder gestalterische Aspekte als die im Raumprogramm vorgegebenen Flächen, die den modernen pädagogischen und sozialen Anforderungen nicht mehr gerecht werden. [...] Mehr Mut und eine offene Kommunikation sind gefordert, und zwar von allen in die Schulbauplanung involvierten Personen“, so etwa lautete die Kritik einer Kunsthistorikerin und einer Lehrerin 1997 in der Fachzeitschrift 'Schweizer Ingenieur und Architekt'.²⁶ Zwei Jahre später wurde in der Gemeinde Volketswil im Kanton Zürich ein Wettbewerb für eine so genannte teilautonome Volksschule – mit Klassen vom Kindergarten bis zur Oberstufe – ausgeschrieben,

²⁶ Barbara Dangel/Karin Dangel: „Ich möchte die Fassade himmelblau anmalen...“. In: Schweizer Ingenieur und Architekt (SI+A), Nr. 13, 1997, S. 260.

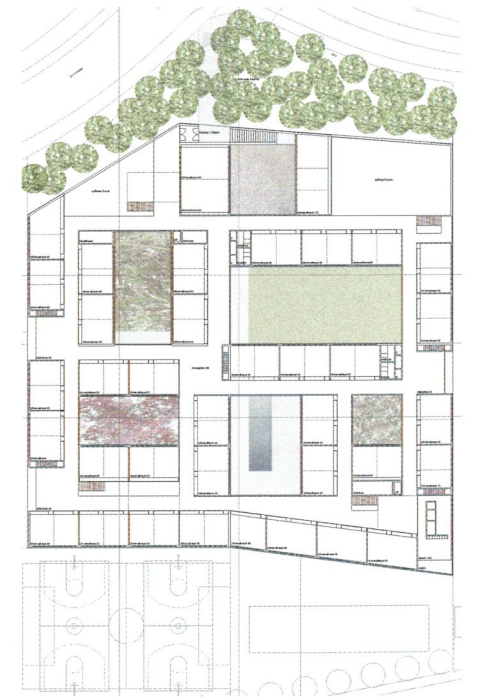
und zwar explizit mit dem Wunsch an die Architektinnen und Architekten, Ideen für ein Schulgebäude auszuarbeiten, das vielfältige Unterrichtsformen parallel, also gleichzeitig, ermöglichen sollte, beispielsweise das so genannte exemplarische oder ganzheitliche Arbeiten in Gruppen von vier bis fünf Schülern und Schülerinnen. In einem Begleittext, den die Teilnehmenden erhielten, schrieb Thomas Odinga, Berater für Schulbaufragen: „Die Schule ist ein Ort des Lernens, der Gegensätze durch permanentes Aushandeln als Gemeinschaftswerte nutzt.“ Oder anders formuliert, wie es in demselben Text Odingas heißt, gehe es um die „Kontextualisierung von kultureller Vielfalt und demokratischer Gleichheit“²⁷.

Das junge Büro Gafner und Horisberger konnte den Wettbewerb von Volketswil für sich entscheiden. Inzwischen ist die erste Etappe der Schule In der Höh (2000-03) realisiert: ein zweigeschossiger Bau mit begehbarem Innenhof; die Schulräume liegen ent-



weder an den Außen- oder den Hoffassaden. Durch Holzfaltwände getrennte Klassenzimmer können zusammengelegt werden, wenn beispielsweise ein Lehrer und eine Lehrerin beschließen, ihre Klassen gemeinsam zu unterrichten. Konkret heißt das, dass die Lehrenden je nach Stunde oder Stoff wechselnde Niveau-, Alters- oder nach Fachgebieten differenzierte kleinere Gruppen bilden und diese gleichzeitig in ihrem 'Großraumbüro' unterrichten können. Der markanteste Unterschied zu herkömmlichen Schulbauten jedoch liegt in den großen und räumlich verschieden ausgebildeten 'Korridorflächen', die über weite Strecken zu Arbeitsplätzen geworden und auch offiziell als solche deklariert sind. Denn die Lehrpersonen unterrichten nicht nur wechselnde Gruppen von Schülerinnen und Schülern, letztere müssen auch oft selbstständig in wiederum variierenden Teams arbeiten, wofür die Schule als Ganzes ein breites Angebot an Flächen und Sitzplätzen braucht. Nun widersprechen 'nutzbare Korridore' in vielen Punkten den Vorschriften der Feuerpolizei, weswegen eine intensive Zusammenarbeit von Baufachleuten und Beamten nötig war und etwa zwei peripher liegende, räumlich geschlossene Fluchttreppenhäuser zur Folge hatte. Was die Kosten dieser relativ flächenintensiven Schule betrifft, liegen diese nach Auskunft der Architekten nicht höher als bei einer vergleichbaren normalen Schule, da keine teuren Spezialräume wie Chemie- oder Sprachlabors mit aufwendigen Installationen oder Geräten eingerichtet wurden.

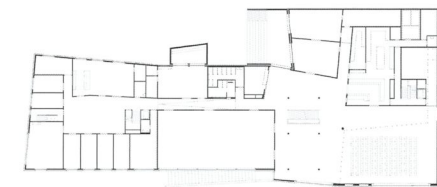
²⁷ Thomas Odinga beruft sich hier auf Seyla Benhabib, Horkheimer Vorlesungen, 1997.



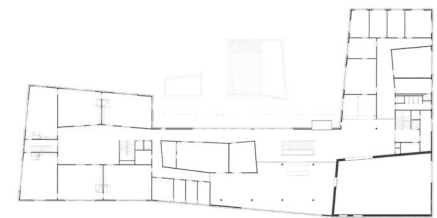
Gesamtschule in der Höh in Volketswil, 2000-2003. Architekten: Gafner und Horisberger Grundriss 1. bis 3. Bauabschnitt



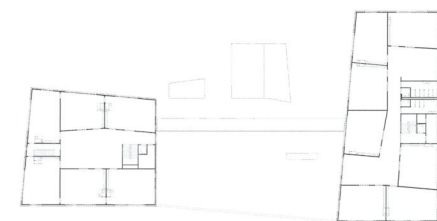
Eine zweite Schulhausanlage, die flexible und variierende Raumangebote forderte, ist die Zurich International School (ZIS), die zwischen 2000 und 2002 von Andreas Galli und Yvonne Rudolf realisiert wurde. Der langgezogene Baukomplex liegt am Rande der Gemeinde Wädenswil hoch über dem Zürichsee in einem Industriequartier. Er ist an öffentliche Infrastruktureinrichtungen schlecht angebunden. Im Gegensatz zur Öffentlichkeit und ihren Verwaltungen, die die Standorte der Schulen je nach Einzugsgebiet und Ausbildungsstufe planen und an städtebaulich gut vernetzten, manchmal gar repräsentativen Orten errichten lassen können, sind Privatschulen diesbezüglich benachteiligt. Allein schon aus ökonomischen Gründen gehorchen deren Bauplätze selten raumplanerischen Kriterien, was ihre Wahrnehmung und Einbindung vor Ort mindert. Nun orientieren sich internationale Schulen natürlich primär am Schulsystem ihrer Ursprungsländer und sind kaum auf das Leben ihrer Standortgemeinden ausgerichtet. Doch die knallgrün angemalte Schule der ZIS, die ausschließlich zwischen Firmensitzen und Handwerksbetrieben steht, wird an der Peripherie Wädenswils klar zur Exklave, zu einer in sich geschlossenen Insel. Das Gebäude gliedert sich in drei Teile, zwei Kopfbauten – einen annähernd quadratischen und einen länglichen – spannen den dazwischenliegenden Erschließungs- und Hallentrakt auf. Im Innern ist die Schule reich differenziert; im Bereich der Klassenzimmer etwa durch die Organisation von Raum-Clustern. Diese Anordnung begünstigt klassenübergreifendes Lernen, wobei diese Lehrform an der multikulturellen, angelsächsisch ausgerichteten Schule längst praktiziert wird.



Ebene B



Ebene C



Ebene D

Zurich International School (ZIS) in Wädenswil, 2000-2002. Architekten: Andreas Galli und Yvonne Rudolf

Multifunktionale Erschließungszonen

Die Schulbauten von Volketswil und Wädenswil sind in der Schweiz von heute, am Ende des Jahres 2003, noch Ausnahmen. In der Höhe wurde explizit als Versuch oder Experiment deklariert; die Zurich International School ist, wie erwähnt, eine Privatschule, die nicht primär schweizerischen Normen entspricht. Doch in den letzten zwei, drei Jahren kam auch in die Schulbaudiskussion der öffentlichen Hand Dynamik. So resümierte etwa eine Jury, die mit der Beurteilung eines Wettbewerbs von mehreren Schulen auf benachbarten Arealen in der Stadt Zürich beauftragt war, ihren Eindruck aus den eingereichten Arbeiten folgendermaßen: „Das Preisgericht stellt fest, dass nur bei wenigen Projekten inhaltliche Überlegungen darüber angestellt wurden, welche Raumqualitäten und räumlichen Zuordnungen bei einer zukunftsorientierten Schule gefragt sein könnten. Viele Lösungen beschränken sich auf die tradierte Aneinanderreihung von Schulzimmern, welche durch unterschiedliche, räumlich mehr oder weniger interessante Korridorsysteme verbunden sind.“²⁸

Bemerkenswert ist, dass einige Architekten, die an jenem Verfahren als Fachpreisrichter wirkten, inzwischen als Entwerfende Schulbauwettbewerbe gewinnen konnten. So zeigt etwa ein Projekt von 2002 für das in Zug geplante Oberstufenschulhaus Herti von Evelyne Enzmann und Philipp Fischer Raumgruppen von jeweils vier Klassenzimmern auf, so genannte Jahrgangseinheiten, wodurch etwa die Großklasse des Geburtsjahrs 1989 stets in nach Themen, Interessen oder Niveaus gebildete Teams aufgeteilt werden kann.²⁹ Für die Gemeinde Eschenbach hat Christian Kerez ein unlängst eröffnetes Schulhaus gebaut, wo sich durch Glaswände getrennte Klassenzimmer zu Großräumen umfunktionieren lassen. Auch sind die Erschließungszonen in Eschenbach bereits zum (stillen) Arbeiten oder einfach zum Verweilen nutzbar; selbst die Eröffnungsfeier fand in keiner geschlossenen Aula, sondern im öffentlichen Raum der Erschließungs- und Treppenhalle statt.³⁰ In dem im Winterhalbjahr 2002/03 in Zürich ausgeschriebenen Wettbewerb für die Schulanlage Leutschenbach mussten die Architekten letztendlich die Gangzonen explizit als vollwertige Aufenthalts- und Arbeitsflächen ausgestalten. Der siegreiche Kerez hat sein Eschenbacher Projekt weiter entwickelt und plant im Leutschenbacher Erdgeschoss nun einen richtigen Schülerclub, eine Art Lounge. Denn Schulhäuser sind ja längst nicht allein Orte des 'aktiven Lernens', sondern auch solche, wo Hausaufgaben erledigt werden, wo man in einer Zwischenstunde die Zeitung oder einen Krimi liest oder Karten spielt, oder wo Jugendliche schlicht ihre Freizeit mit Freunden und Kolleginnen verbringen.

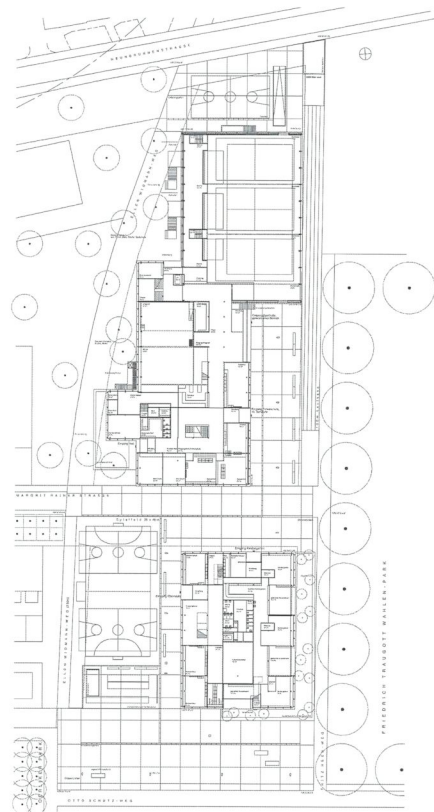
²⁹ Martin Tschanz: *Städte im Kleinen; Typologische Neuerungen im Schulhausbau*. In: *Werk, Bauen und Wohnen*, Heft 1/2, 2003, S. 21.

³⁰ Gespräch mit Christian Kerez vom 5.9.2003.

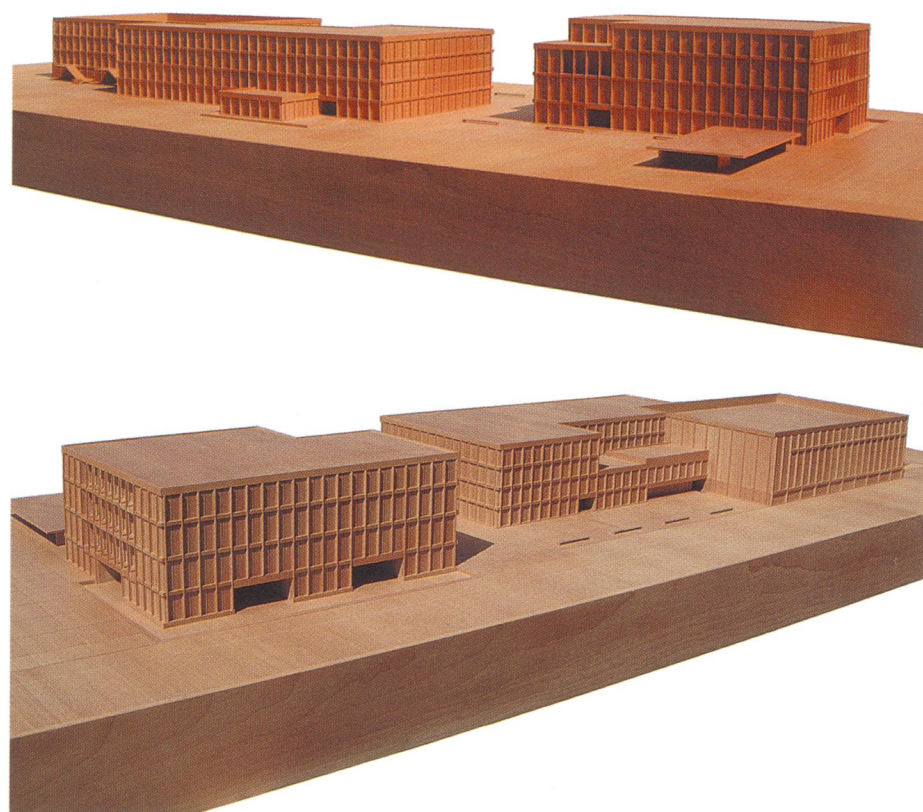
Schulanlage Leutschenbach in Zürich, Wettbewerb 2002/03. Architekt: Christian Kerez

Abschließend soll die Schulanlage Zentrum Zürich Nord von Peter Märkli erwähnt werden. Der Wettbewerb wurde im Januar 2001 entschieden, die Anlage ist derzeit in Bau. Zürich Nord ist ein ehemaliges Industriequartier, das großflächig umgenutzt wird. Die Schule, die in einem großteils in wenigen Jahren neu bezogenen Quartier steht, umfasst eine Grund- sowie eine Oberstufe und eine Sportanlage. Wiederum charakterisieren zahlreiche Raumgruppen den Entwurf, wobei sich reichhaltige Sichtbezüge nach verschiedenen Seiten zwischen den Clustern ergeben. Die Gangzone innerhalb eines Clusters ist als Loggia gedacht, die die Schüler und Schülerinnen nach eigenen Vorstellungen möblieren sollen, mit Teppichen, Sofas oder Stühlen aus Brockenhäusern. Jedes Klassenzimmer weist mindestens zwei Türen auf, um Unterteilungen zu ermöglichen;

²⁸ Schlussfolgerungen. In: *Schulen 2002; Neubau und Erweiterung Schulen Hardau, Zürich-Albisrieden; Berichte der Preisgerichte*. Stadt Zürich, August 2002, S. 17.



Schulanlage Zentrum Zürich Nord, Wettbewerb 2000/01. Architekt: Peter Märkli



³¹ Gespräch mit Peter Märkli vom 5.9.2003.

Fluchttüren führen entweder auf einen Balkon oder in den benachbarten Fluchtschnitt. Das Schulhaus bietet eine äußerst differenzierte, kaum dagewesene Abstufung zwischen privaten und öffentlichen Räumen, woraus eine Fülle halböffentlicher Zonen resultiert. Diese können auch hier multifunktional genutzt werden, sei es von Seiten der Lehrenden als Arbeitsräume oder von Seiten der Schüler und Schülerinnen in Pausen und Zwischenstunden. Doch nicht nur im klassischen Lehr- respektive Lernbereich setzt Märkli neue Maßstäbe: An den Eingängen sollen anstelle von schweren Dreh- automatische Schiebetüren – wie in Warenhäusern – eingesetzt werden.³¹ Zudem möchte der Architekt die Mensa neu konzipieren: Nicht Tellerservice auf den üblichen Tablett mit anschließend einem Haufen Geschirr zum Abwaschen schlägt er vor; nein, Fingerfood – serviert auf rezyklierbarem Wegwerfgeschirr. Die Jugendlichen sollen sich irgendwo hinsetzen, wie sie es tun, wenn sie von Mc Donald's kommen, und ihren Kebab mit Freundinnen und Freunden entweder auf dem Pausenplatz, im Treppenhaus oder in der Loggia ihres Unterrichtsclusters essen.

Großraumbüro – und Studierzimmer

Volumetrisch ist die Schulanlage in Zürich Nord ein Konglomerat unterschiedlicher Kuben mit vertikal gegliederten Fassaden; ihre Vielfalt und Komplexität zeigt sich erst nach Passieren der Schiebetüren im Innern. Flexibilität, Variabilität, Nutzungsüberlagerungen: Lehrende und Lernende müssen sich künftig in oft wechselnden Konstellationen und an verschiedenartigen Orten schnell zurecht finden – wie beim Fernsehen 'zappen' sie zwischen Programmen und Räumen, individuell oder in der Gruppe. Gegenüber dem Frontalunterricht von früher, der stur von Stunde zu Stunde und ohne Ausnahme praktiziert wurde, sind Lehrformen wie das Arbeiten in kleineren Gruppen oder nach Schwerpunkten gebildete, wechselnde Klassen unbestrittenermaßen eine Verbesserung.

Anlässlich einer Besichtigung der Schule in der Höh sagte ein Lehrer³², er sei heute eigentlich mehr Manager in einem Großraumbüro denn Lehrer im herkömmlichen Sinne, sei er doch vor allem dafür verantwortlich, dass jeder einzelne wisse, wo er die Informationen beschaffen könne, die er für seine Arbeit brauche. Hier darf man sich nun aber fragen: Wer lehrt die jungen Leute von heute die Inhalte, Zusammenhänge und Hintergründe hinter den Daten, Fakten und Nachrichten? Denn auch Denken will gelehrt sein, wie Pestalozzi es formulierte. Informationen sind (noch) 'formlos' – auf Französisch 'informe'. Sie müssen nach ihrer schieren Beschaffung aber geformt, bearbeitet, in einen Kontext gestellt und nicht zuletzt beurteilt werden. Was angesichts der wachsenden Flut von Informationen zukünftig vermehrt gefragt sein wird, sind Filter, die das Wesentliche vom Unwesentlichen, den Inhalt vom Geschwätz, Aktuelles vom Veralteten unterscheiden. Und der persönliche Standpunkt, die eigene, fundierte Meinung.

Schulbauten betreffend braucht es also sowohl das Unterrichten in der Gruppe im Klassenzimmer, als auch das Arbeiten in Teams im Großraumbüro sowie das konzentrierte individuelle Studium – im Kämmerchen? Schulhäuser sind Zukunftsinvestitionen. Die Vorstellungen über die Welt von morgen formulieren Erwachsene, wobei sie ihre Erwachsenenwelt in der Regel optimieren und 'miniaturisieren'. Kinder und Jugendliche würden ihre Umgebung oft anders gestalten – oder sie sehen sie jedenfalls anders als ihre Eltern und Lehrer, setzen andere Schwerpunkte: So ist die Natur, sind Bäume für die Viertklässlerin Sabrina Bölli beispielsweise wichtiger als das eigentliche Schulhaus. Den gelegentlichen Wechsel der Perspektiven sollten Planungsverantwortliche – aus Politik, Behörde, Lehrer- und Architektenschaft – nie ganz vergessen.

³² Gespräch anlässlich der Besichtigung der Volksschule in der Höh in Volketswil vom 2.9.2003.



Primarschulhaus Eggwetzikon, 2002. Zeichnung von Sabrina Bölli, 4. Klasse, Mai 2003